

Berliner Familien-Zeitung

Glück auf dem Heim

Ein himmlisch-irdisches Drama

von Frank Woodson

Prolog

Ein großer Saal. Unter einem blaugrünen Samtbaldachin steht ein Tisch mit ebenfalls blaugrüner Samtdecke. Der Saal ist verziert mit Spruchbändern aus Elfenbeinpapier. Die Spruchbänder haben sich zum Teil dem Saal abgelöst und aufgehüllt. Der Saal selbst reichlich verputzt. An Tisch und Stuhl sind etwa 900 Personen der liebe Gott, neben ihm Gabriel.

Der liebe Gott (ein zusammengekauertes Spruchband gedankenschwer glänzt): Seit vierzig Tagen läuft sehnsüchtig auf Pfahlsäulen ein. Vielleicht müßte man etwas tun. Aber es wird immer schwerer, die Menschen zu verstehen.

Gabriel: Herr, man spricht wieder von einem Stimmungsumschwung bei den Menschen.

Der liebe Gott (bleich erschrocken auf: Schon wieder? Sie sind eigentlich lobenswürdig geworden, diese Menschen, jeden Tag werden sie sich...)

Gabriel: Herr, ich glaube, diesmal werden sich die Menschen gegen die ewige Seligkeit...

Der liebe Gott (ängstlich: Gabriel, ist das wirklich wahr? (Nicht näher an Gabriel heran.) Weist du, ich dachte schon an eine Renovation. Meinst du, daß eine Renovation helfen würde?

Gabriel (den Kopf schüttelnd): Man müßte einmal verschönern.

Der liebe Gott: Wie meinst du das?

Gabriel: Man müßte die Gemünder der Menschen gegen die ewige Seligkeit überprüfen.

Der liebe Gott (Bekommen): Ist das nötig?

Gabriel: Ich habe einen Plan. Den Jerichischen ist es nicht wertig, solange sie im Leibe wachen, die ewige Seligkeit zu schmecken. Man müßte ihnen die Seligkeit in der Welt bringen, wie sie ihnen zukünftig ist. Das ist... das Glück. Wenn man ihnen das Glück anheftet, wird man aus ihrer Antwort auch ihre Meinung über die Seligkeit herausfinden.

Der liebe Gott (freudig erregt): Wie wahr! — Willst du selbst zu ihnen gehen?

Gabriel: Herr, ich eile schon, ich eile! (Ab.)

1. Akt

Ein Mann in zivilen Frauenwohl in gelblicher Blüme aus einem violetten Hütchen in Ruhepoze, flüsternd: Welch düssliche Entföngung, schön zu sein (erhebt sich, tritt vor einen goldgefärbten Spiegel). Ich bin der subtilste Arbeiter des Jahrhunderts. Noch ahnt dies niemand. Welcher Anstalt ist genial genug, um zu spüren, wie dieses Mädchen (er kiest die Zähne) die ungeheure Arbeit von drei Wochen ist.

Gabriel (tritt ein): Herr Frauenwohl?

Frauenwohl: Ach so, ja das Gutachten kostet 400 Tüben Schopps.

Gabriel: Nein, Herr Frauenwohl. Ich wollte nur eine Frage stellen (plötzlich verschäpft): Würden Sie — würden Sie glücklich sein wollen?

Frauenwohl: Herr, ich habe Verständnis für Originalität. Aber halten Sie sich um Gottes Willen nicht für einen interessanten Menschen. Wollen Sie mich langweilen mit Ihrer Frage, so bin ich schon gewarnt. Ihnen in meinem eigenen Interesse zu antworten. Ein glücklicher Mensch ist durchaus uninteressant und außerdem niemals ein Künstler. Bemerken Sie, was ich sage, er ist niemals ein Künstler, ein

Künstler des Glücks ist darum das Allersehrste. (Wacht, Sie sehen einen solchen Künstler des Glücks in mir.) Ich werde mit äußerstem Respekt alle Bewegungen eines glücklichen Menschen, des Glücks selbst beobachtet, nicht, aber nicht einmal mir mein Glück glauben, wenn es nicht künstlich wäre. Nur das künstliche, nicht das primitive Glück angeht.

2. Akt

Gesichtskammer. Der Tisch voller Bücher. In einem Stuhl sitzt der Professor der Philosophie Wegner, schlafend, das würdige Haupt ruht auf einem großen Kissen.

Gabriel (eilt ein): Ich werde ihn werden müssen. (Eigentlich weiß er eine Antwort. Meine Begriffe sind in völliger Unordnung, er wird sie klären können (trübt faust an die Schulter des

Schlafenden): Herr Geheimrat, darf ich eine Frage an Sie stellen? Sie sind doch der große Systemdenker?

Professor Wegner (noch im halblichen): Immer diese Störungen. Das System ist doch da. Was will man noch von mir? (Erwacht verärgert.) Wenn Sie etwas wissen wollen, so kommen Sie in meine Kasse. Auditorium maximum. Bitte das mein System. (Wilt wieder einschlafen.)

Gabriel (dringlich): Herr Geheimrat, eine Frage! Können Sie mir nicht sagen, was unter Glück zu verstehen ist?

Professor Wegner: Aber mein Gott, lesen Sie doch meine Bücher sorgfältiger (mit Kommando,

hinne): Können Sie die Leiter, Regal IV, 7. Band von rechts, aufschlagen, Seite 283. Lesen Sie laut vor!

Gabriel liest: „Das Glück als sentimentaler Bestandteil einer sowohl logisch als auch moralisch indifferenten, zufälligen Subjektivität, kann nicht Anspruch erheben, in die Sphäre der Idealität aufgenommen zu werden und muß demzufolge außerhalb des Systems bleiben.“ (Liest den Professor langsam an.) Es gibt also keinen Begriff für das Glück?

Professor Wegner (höflich): Nein, Gott sei Dank, einen Begriff für das Glück gibt es noch nicht. Soweit ist das Glück nicht gekommen.

Die Klappskiste

Ein heftiger Gegenwartsroman von R. Phoenix

16. Fortsetzung

[Nachdruck verboten.]

Obwohl Doktor Wegner die Schrems samt Tochter eigentlich nicht mag, wird ihm doch warm ums Herz, wie er das große Glück der beiden miterschließt, das er ihnen mit den Juwelen ins Zimmer bringt. Mutter Schrems weiß gar nicht zu lassen, sie tanzt um ihn herum, und er kann es nicht ändern, daß sie ihm um den Hals fällt, und er noch eine ausweichende Bewegung machen kann, hat er einen schallenden Knuß auf dem Mund. Das ist für den Doktor ein bißchen zuviel des Guten, aber er ist ein Mann von Takt, er wischt sich nicht einmal den Mund.

„Jetzt, lieber Doktorchen, was bin ich so froh!“ jubelt sie und hat alle tausend großen und kleinen Schmerzen vergessen. „Sag! ich er gestern nicht zu dir, Mann, du heißt's an Papi schreiben, und ich was's nich. Sie kennen den Mann nicht, wenn er so ist. Eine wahre Verfälscherin, nicht Mann? Man möchte sich tot hüpfen, wenn er losgeht! Du, aber erzählen Sie wie alles gegangen! Ich's die Möglichkeit — diese Gerücht und zu gar der Ingenieur, so's wirklich seiner Mann! Diese Eleganz, diese Vernunft und dann ein ganz gemeiner Dieb — — Papi, doch!“

Ein weiteres Mal muß der Doktor hergehen, diesmal schont er den Mann nicht wie drüben bei Kisebeth. Die sollten sich nur ihres Herzeinsfalls gründlich schämen!

Aber die gute Frau Schrems läßt sich nicht so leicht verblüffen: sie wechselt plötzlich den Kurs: „Ja, Mann, da sieht du! Sagt ich's nicht immer, du du so toll für ihn zu schwärmen anfingst, das ist nur Scheinlaßerlei bei dem Ingenieur? So'n junges Mädchen kennt eben die Menschen noch nicht und muß etwas zum Schwärmen haben! Zuerst schwärmt sie nämlich auch für Sie, lieber Doktor!“ „Gnädigste!“ sagt der Arzt schon im Hinweggehen, „ich bin auch für die zweite Dosioline dankbar, empfehle mich!“

Er hört noch hinter sich wie Mami verumwandert fragt: „Was meinte er wohl mit der Dosioline?“ Im Oxidationszimmer verpufft sich Wegner ein paar Augenblicke. Ach, so ein Doktor ist doch das wahre Opferamt; schwärmen, nun, das tut ja nicht weh — aber gleich Hüßen. Perrrr!

Das Mittagessen ist sehr bezaubert, jedes weiß schon irgendeinen Verdachtsmoment, Schwäger Geruch war wohl schon längst als etwas ganz Liebes erschienen, und der Ingenieur, — na, der Ingenieur hatte schon immer so etwas — so ein wenig — na, Sie wissen schon, Herr Doktor, wie ich's meine.

Der General erzählt die Sache ungeniert mit und jedes hat dabei das Gefühl: jetzt kommt er mit einer Generalisabstufung heraus, um auch örtlich die Situation ganz genau festzustellen, und seine Darlegungen zu bekräftigen.

„Ich hielt ihn immer für einen 11.-S.-P.-Mann, und damit tut das politische Scheitern den Delinquenten für immer ab.“ Kisebeth kommt entgegen ihrer sonstigen Gemütsart in feinem, stolzen Kleid, heute nur in einer einfachen weißen Wäsche mit offenem Kragen; sie zeigt zum erstenmal den entzündeten Hals, den die Farbe sogar gut sieht. Das findet wenigstens Doktor Fritz Wegner und nicht nur mit seinen Doktoraugen.

Es macht ihm riesigen Spaß, den beiden jungen Mädchen nachmittags ihre Arbeit anzuweisen, und Schreibmaschinenunterricht zu geben. Die beiden jungen Damen wissen, ihre Sache gut zu machen, und jede beneidet die andere.

Annemarie will die Pflege des Präsidenten sogar ganz übernehmen und erklärt, sie auch bei Gertruds Nachfolgerin behaupten zu wollen. Das will nun die Oberin nicht zugeben, muß aber, weil der alte Herr mit solcher Sehnsucht dem jungen Mädchen entgegensteht und in dessen Anwesenheit immer so jung und heiter ist, sich Annemaries Bitten fügen.

Es ist eine besondere Freude für Wegner, die Federkiste wieder auszusuchen, die er Gertrud abgenommen, und das Mikrofon wieder in Ordnung an seinen Platz zu stellen. Überhaupt wird sich der Doktor im Laufe des Tages erst bewußt, wieviel Unheil er von diesem Hause ferngehalten.

Sein zurückgehender Chef spendet ihm in jeder Hinsicht alles Lob und mit Genugtuung heimt er dieses ein, weil er es doch wirklich verdient hat,

Abends beim Ausbleiben will es ihm scheinen, als wäre dieser Tag ein ganz besonders schöner und glücklicher für ihn gewesen. Und in seinem Schlaf drängen sich wie bündelnde die Gedanken des Tages, nur die eine, die er nicht, nicht, dafür will Frau Schrems ihm für jeden Schlaflosen einen besonderen Knuß geben, und wie er sich mit Händen und Füßen dagegen zu wehren sucht, erwacht er.

Freudlich scheint der Mond in sein Zimmer.

Andern Tags findet Wegner auf seinem Schreibtisch ein sorgfältig verpacktes Päckchen mit einer praktischen Verbonnener von ausserirdischen Schokoladen und in der Mitte ein Sametui. Ein Brief dazu lautet:

Lieber verehrter Herr Doktor! Sie müssen mir erlauben, Ihnen für den großen Dienst, den Sie mir erwiesen, denn Sie kennen meinen Mann nicht, diesen bescheidenen König als Anwesen anzunehmen. Sie wissen einmal, er ist für Sie schön, wie ich damals so elend war und sie ihn an meiner Hand beim Pulsfassen bemerkte. Er ist nicht so sehr kostbar und mein Mann hat schon darauf vergessen, weil ich ihn selten trage. Ich bin ja so froh, daß ich den Anhänger wieder habe und konnte die Nacht vor Freude nicht ein bißchen schlafen. Mann! sagt auch: „Aber Mami!“ sagt sie, „mach dich bloß nicht wieder krank.“ Aber die Freude macht doch gesund, nicht? Sie müssen sich nicht so sehr von den Ärzten und finden auch nicht blöde. Aber für Sie ist nichts zu teuer, weil ich Ihnen den Schmutz wieder verdanke und auch so.

Es grüßt Sie in Hochachtung Ihre ergebene Kette Schrems, geb. Kischmann.

Doktor Wegner nimmt lächelnd den Ring heraus, und läßt ihn in der Sonne funkeln. Er hat noch nie etwas so Köstliches befallen und würde ihn auch nie selber tragen, aber den schönen Stein in seiner leidet zifferlosem Platinfassung an ein geliebtes Fingerchen setzen zu dürfen, das müßte doch köstlich sein. Und darum sei der edlen Geberin Dank gesagt, sei ihr auch der Knuß vergeben!

Er schlägt sich vor die Stirn. Was ist er denn auf einmal für ein Traumgepöbel geworden, er der praktische, zielbewusste Mann, der weder an Verloben noch ans Heiraten denken darf. Denn das süße Bild, das ihm umschwebt, gehört nur in ein Kuschel, und wird nie etwas Wirkliches für ihn werden.

Da heißt es: Zähne zusammenbeißen und tapfer sein! Und wenn auch das freundliche Guttrauen, das sie ihm gestern gezeigt, mehr wäre, ja, wenn sie ihm gut sein wollte! — wie dürfte er, der arme, abhängige Doktor es wagen, jemals die Hand nach dem Juwel des Herrn Wohlgefallen auszustrecken!

Und doch — doch ich's schön zu träumen! Nicht nur in Nacht und Einsamkeit, nein, auch draußen in Licht und Sonne! Und er läßt sich gern davon einstimmen, der Doktor Friedrich Wegner, der weder ans Verloben noch ans Heiraten denken darf.

Im Labor ist Großbetrieb.

Die Mädchen wetteifern im Spiel und die Schreibmaschinen flappern launig. Kisebeth ist kühl wie ein Kind, weil sie das Tippen so schnell loschaltet. Sie, die glaubt, ungeschickt zu jeder praktischen Handlung zu sein, ist stolz darauf: Ihr Pa, wenn sie bloß so leben könnte.

Aber die Hauptarbeit tat ohne viel Worte und ohne viel Seligkeit die Annemarie. Schon vor früher Jugend an hat sie arbeiten müssen, hat neben dem Studium stets der Mutter geholfen und mußte noch dazu auf die Geschwister aufgeben. Jis fällt's nicht schwer, auch das Lichtmachen nicht. Die Dankbarkeit des Kranken, in dessen Leben die Mutter einst eine Rolle gespielt, rührt sie und macht ihr alle Mühe leicht. Liebergrün geht es ihm so viel besser, die Anfälle haben sich nicht wiederholt, die Nächte sind ruhig und ohne Beängstigungen, und tagsüber sitzt der freundliche, alte Herr im Sessel draußen auf seinem Balkon. Hinunter zu den Lehnen begehrt er nicht, und der Arzt zwängt ihn auch nicht dazu.

(Fortsetzung folgt.)

3. Akt
Bank im Park. Abends 10 Uhr. Am Hintergrund blickt durch dunkle Gebüße Laternen und Autoslampen.

Emil (knaurmt mit höchstem Gevissen): Eine zauberhafte Nacht. Wie still die Räume sind. So still, daß man aufhorcht, ob nicht eine Sternschuppe durch ihr Geißt fallen will.

Wiel (für sich): Wodimmiges Gessie, der Emil wird immer trüger. Anstalt mit mir ins Café zu gehen, muß ich hier das Gevise anheben. Doch wegen der paar Groschen, die wie da sparen.

Gabriel (nähert sich auf dem Fuß): Allein hier ist der richtige Ort (bist begeistert in die Gegend). Dies Einlad der Glücklichsten. (Gewahrt Emil und Wiel): O, welche Innigkeit. Wohl, ich will die beiden fragen.

Gabriel (zu Emil): Ich darf Sie glücklich wissen, mein Herr?

Emil (begeistert: Wieviel's Arm lächelnd): Sie dürfen, mein Herr.

Gabriel: Sie wünschen Ihrem Glück Beständigkeit?

Emil: O, Gott, so ein Glück wird' schon ganz schön.

Wiel (erboht): Wie meinst du das, Emil?

Gabriel (an Wiel herantretend mit himmlischer Saftmut): Der Herr ist glücklich durch Sie geworden.

Wiel (nach erboht): Anfrüger ist er auch damit geworden, alle Männer werden bloß trüger, wenn sie glücklich sind.

Gabriel: O, ich verheße Sie nicht!

Wiel (plötzlich wütend): Sagen Sie mal, was geht denn Sie das Glück von Emil an? Was müssen Sie sich in unsere Angelegenheit? (Sieht Gabriel genauer an.) Sie, hören Sie mal, wo sind Sie denn hergefallen, Ihnen suchen sie wohl schon lange. Sie haben so was Unmoralisches an sich.

Gabriel (lächelnd ab).

4. Akt
Kellerwohnung. Arbeiterfrau im Gespräch mit Gabriel.

Arbeiterfrau: Es ist ja ganz schön, glücklich zu sein. Früher war ich es auch, aber die Sorgen und die Kinder! Das ist nicht schön (schüttelt den Kopf). Ich bin mit dem Mann zusammen, der weiß ja besser Bescheid.

Arbeiter: Kommt: Gu'n Tag. Oho, Wo, Besuch!

Arbeiterfrau: Ja, der Herr da, der fragt, ob wir glücklich sein wollen.

Arbeiter (juckt sich verlegen am Kopf): Wie meinen Sie das? Mir Geld, oder ohne?

Gabriel: Ich meine das innere Glück.

Arbeiter (nachdenklich): Wissen Sie — ich hab' ja schon manchmal darüber nachgedacht — für

unfernen Paas' seinen Zweck, glücklich zu sein. So, ja, ich verheße Sie schon, innerlich glücklich zu sein. Wenn die viele Arbeit nicht wäre, die fröhen Kinder — wissen Sie, wir müssen uns auf die Sorgen einrichten. Heute glücklich, morgen unglücklich, das schaukeln nur durcheinander, das hat keinen Zweck für uns. (Nach einer Pause): Wissen Sie, wenn wir Arbeiter glücklich wären, würden wir weiter von den großen Herren ausgedeutet, wir müssen kämpfen.

Gabriel (schmerzlich): Wie ich Sie verheße.

Arbeiterfrau: Ach, Mann, das ganze Ordeh! Ich hab' keinen Zweck. Komm, trink deine Kaffee.

Gabriel wird ebenfalls zum Kaffee eingeladen.

5. Akt
6. Stock im Hinterhaus. Eine 87-jährige Oeffin reißt Gabriel mit zitternden Händen einen Zettel.

Brief: Sehen Sie, da steht das schöne Bild, lesen Sie es. (Abgibt): Sie werden verstehen, daß ich die Frau nicht mehr glücklich sein will. Wie erwartet viel schöner. Die ewige Seligkeit.

Emil

Zu Pinnerl.

Gabriel: Ich habe nicht alles begriffen, aber ich glaube nicht, daß die Menschen schlechter geworden sind. Nur komplizierter sind sie geworden. Sie haben heute ihre eigenen Anstimmungen und werden sie nicht mehr aufgeben. Ich bin überzeugt davon, daß sie auch nach ihrem Tode von ihren Geheimnissen nicht ablassen werden.

Der liebe Gott: Gabriel, aber, aber wo bleibt denn dann der einseitige Subjektivismus?

Gabriel: Wir werden uns an eine gewisse Distanz gewöhnen müssen. Vielleicht empfinden wir sie später auch als künstlich vollwertig.

Emil am Fenster: Ein neuer Eingang. Mitte September, 87-jährig.

Der liebe Gott (erleuchtet): Ach, wenigstens heute noch keine Distanz!

